Vom Chemielaboranten zum Künstler

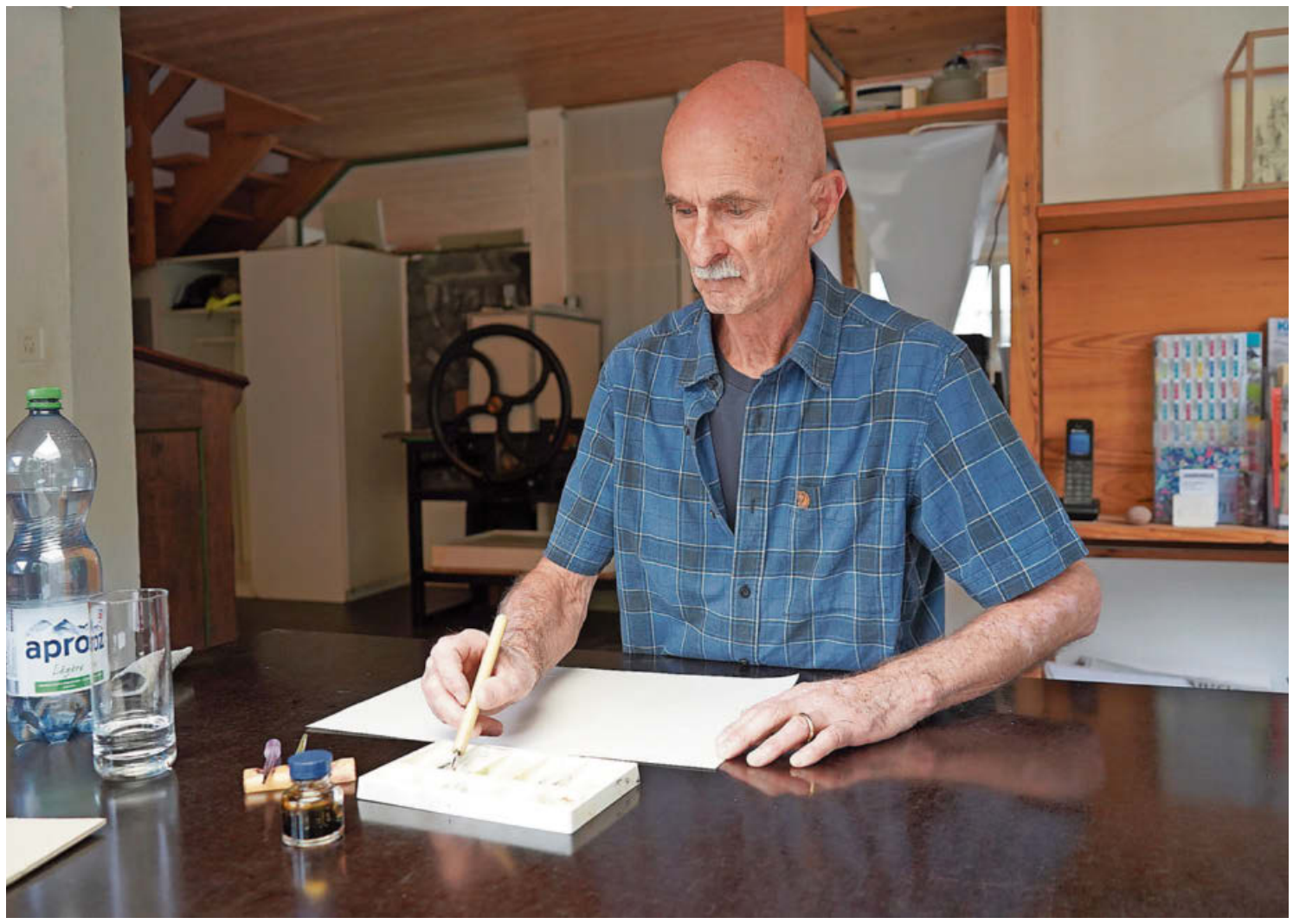
Hittnau Hansulrich Beer hatte einen sicheren Beruf, doch glücklich wurde er nicht. Heute verwirklicht er sich in seinem eigenen Atelier als Bildhauer und Kalligraf. Dort entstehen Kunstwerke – und ein Stück seiner Lebensgeschichte.

Romina Müller

Im Haus von Hansulrich Beer stehen Skulpturen auf Schritt und Tritt. An den Wänden in seinem Atelier findet man Kalligrafien, im Eingang hängt eine Bildserie, auf dem Fenstersims liegen kleine Steinobjekte, und die Treppe ins Obergeschoss wird von Gemälden geschmückt.

In jedem Raum hat Beer seine Arbeiten ausgestellt. Dazwischen befinden sich aber auch Werke anderer Künstler. Ein kleines Ölgemälde mit Kirschen hat Beer neulich in Frankreich gekauft. Es passt perfekt in seine Welt, die er sich in seinem Haus in Hittnau geschaffen hat. Beim Besuch wirkt der Künstler zunächst zurückhaltend und ruhig. Während des Gesprächs sitzt er meist nach hinten gelehnt und mit verschränkten Armen.

Dass Beer heute als Bildhauer und Kalligraf im eigenen Atelier arbeiten würde, war allerdings lange nicht absehbar. Denn sein Berufsleben begann an einem ganz anderen Ort: im Chemielabor.



Wo Buchstaben zu Kunst werden: Hansulrich Beer feiert 20 Jahre Kalligrafie.

Ein vertrauter Weg

Beer wuchs in Gerlafingen bei Solothurn auf. Durch sein Elternhaus war er früh mit technischen und naturwissenschaftlichen Themen vertraut. Nach der Schule empfahl ihm die Berufsberatung, eine Ausbildung zum Chemielaboranten oder zum Goldschmied zu absolvieren.

Beer entschied sich für die Chemie. «Gestalterische Berufe galten damals als weniger einkommenssicher», sagt er rückblickend. Und tatsächlich konnte er der Ausbildung als Chemielaborant etwas abgewinnen – zumindest im kreativen Sinne.

Während seiner Ausbildung besuchte er gleichzeitig Zeichnungskurse an der Schule für Gestaltung in Bern. In dieser Zeit merkte Beer, dass ihn sein Beruf nicht erfüllte. «Ich war damals nicht glücklich.»

Zum zweiten Mal in der Berufsberatung sollte Beer überlegen, was er eigentlich machen wollte – unabhängig davon, welcher Beruf als sicher galt. Für ihn war die Antwort klar: «Ich möchte etwas Bildnerisch-Kreatives machen.»

Diese Vorstellung kam nicht von ungefähr. Als Kind hatte er in den Ferien morsches Holz geschnitzt. «Die Enttäuschung war einfach, wenn es trocknete und auseinanderfiel», erinnert er sich und lacht. So bewarb sich der damals 25-Jährige letztlich an der Kunstschule Luzern. Dort besuchte er die Bildhauerklasse von Anton Egloff.

Sein Neuanfang mit 25

Zum ersten Mal erhielt Beer den Raum, seiner Kreativität freien Lauf zu lassen. Er sollte herausfinden, was ihn selbst beschäftigte, welche Fragen ihn interessierten und wie er diese in eine eigene bildnerische Form bringen konnte. Kunst wurde für ihn zu einem Mittel, sich selbst und seine Sicht auf die Welt zu erkunden.

Allerdings hatte Beer nach der Ausbildung an der Kunstschule noch keinen Weg gefunden, von seinem kreativen Schaffen zu leben. Das stiess ihn in eine Krise. «Ich bin fast ein bisschen vereinsamt mit dem, womit ich mich beschäftigt habe.»



Bei der Kalligrafie interessiert Beer sich dafür, wie Buchstaben komponiert und als Formen angeordnet werden können.

Doch dann kam plötzlich Hoffnung auf: Auf der Suche nach einem Weg, von der Kunst zu leben, vertiefte er sich weiter in Themen, die ihn faszinierten. In der Universitätsbibliothek fand er Fotografien von Mumien. Beer zeichnete diese ab und modellierte davon zusätzlich Masken.

Schliesslich zeigte er einem Bildhauer seine Zeichnungsmappe mit den Skizzen und den Fotos seiner Arbeiten. Dieser blätterte stumm durch die Seiten und sagte anschliessend, Beer solle sich der Bildhauerei widmen.

Er nahm den Rat an und begann ein Volontariat bei Max Strasser, der Restaurierungsarbeiten an Steinen an Gebäuden ausführte. Dort absolvierte er anschliessend eine Steinbildhauerlehre, die er 1981 abschloss.

Ein neuer Zugang zur Kunst

Beer begann, den ganzen Tag körperlich mit Stein zu arbeiten. Dieser Moment war der entscheidende Wendepunkt. Er merkte, dass ihm genau diese Verbindung von Gestaltung und Handwerk fehlte. Kunst war plötzlich nicht mehr nur Zeichnen und Denken. Er musste den Stein bewegen, bearbeiten und formen. «Ich habe gemerkt, ich habe auch noch einen Körper, mit dem ich etwas machen kann», sagt Beer mit einem Augenzwinkern.



Sowohl in der Werkstatt als auch in seinem Atelier begegnet man überall seiner Kreativität.

Bilder: Romina Müller

Der Künstler wusste bald, dass er selbständig arbeiten wollte. 1986 zog er von Zürich nach Hittnau, weil er dort in einer ehemaligen Fabrik eine eigene Arbeitsstätte einrichten konnte. Währenddessen arbeitete er weiterhin in Zürich. Es ging darum, genügend Einkommen zu verdienen, um die neue Existenz aufzubauen. Von der eigenen Kunst leben konnte er noch nicht gänzlich.

Ende der 1980er-Jahre wurde Beer mit der Gestaltung der Kirchenfenster und des Altars in der katholischen Kirche St. Benignus in Pfäffikon beauftragt. Damit konnte er sich für rund zwei Jahre Arbeit und ein stabiles Einkommen sichern.

Mehr als nur schöne Schrift

Eine zusätzliche Möglichkeit eröffnete sich in St. Gallen. Dort konnte Beer ein Unterrichtspensum übernehmen und Bildhauer- und Steinmetzlehrlinge ausbilden. Im gestalterischen Vorkurs der Schule entdeckte er das Schriftschreiben und begann, sich nicht für die Worte selbst, sondern für die einzelnen Buchstaben zu interessieren.

Dadurch entdeckte er schliesslich eine zweite Ausdrucksform: die Kalligrafie. Als Beer auf die Kalligrafie zu sprechen kommt, verändert sich prompt seine Haltung, und er scheint aufzuleuchten. Ihn beschäftigte die Frage, was mit Schrift passieren kann, wenn sie nicht mehr nur dazu dient, einen Text lesbar zu machen. Besonders faszinieren ihn, wie Form und Farbe miteinander wirken, wie aus einzelnen Elementen eine Komposition entsteht. «Buchstaben können Formen sein, die man anordnen, verändern und miteinander in Beziehung setzen kann.»

Seine Kalligrafie-Kunstwerke entstehen häufig direkt beim Arbeiten. «Der Zufall spielt dabei eine wichtige Rolle.» Beim Erschaffen von Skulpturen ist das Vorgehen dagegen etwas kontrollierter. Eine Idee hält er zunächst in einer Skizze fest und modelliert sie anschliessend mit Gips. Dieses Modell dient ihm als Vorlage für die Arbeit mit Stein. Denn bei einem Stein könne man Fehler nur begrenzt korrigieren. «Bei einer Steinskulptur entsteht vieles über Planung und Präzision, bei der Kalligrafie eher durch den Zufall.»

Einen Favoriten unter seinen eigenen Werken hat Beer nicht. Wichtig scheint ihm die Möglichkeit, auch im Pensionsalter weiterzuarbeiten, Dinge auszuprobieren und Ideen entstehen zu lassen. «Ich wollte schon immer einen Raum voller Skulpturen, in dem Ideen entstehen können und in dem man zur Ruhe kommt. Das habe ich jetzt.»

ANZEIGE

